



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

Anna

Roman

Milchmann

Burns

TROPEN

AUS DEM ENGLISCHEN
VON ANNA-NINA KROLL

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Milkman«
im Verlag Faber & Faber Limited, London

© 2018 by Anna Burns

Published by Arrangement with Anna Burns

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Hannover

Für die deutsche Ausgabe

© 2020 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung der Daten des Originalverlags

Design by Luke Bird

Cover images © Patrick Cullen/EyeEm/Getty; Vintage Tone/Shutterstock

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50468-2

**Für Katy Nicholson,
Clare Dimond
und James Smith**

Eins Der Tag, an dem Irgendwer McIrgendwas mir eine Waffe auf die Brust setzte, mich ein Flittchen nannte und drohte, mich zu erschießen, war auch der Tag, an dem der Milchmann starb. Er wurde von einem staatlichen Mordkommando erschossen, und der Tod dieses Mannes war mir herzlich egal. Anderen hingegen war er nicht egal, und manche von denen kannten mich »vom Sehen«, wie man so sagt, und es gab Gerede über mich, weil jemand, höchstwahrscheinlich Schwager Eins, das Gerücht in die Welt gesetzt hatte, ich hätte eine Affäre mit diesem Milchmann, und dabei sei ich erst achtzehn und er einundvierzig. Wie alt er war, wusste ich nicht nur, weil über seinen Tod in der Presse berichtet worden war, sondern weil es schon Monate zuvor Gerede von diesen Leuten gegeben hatte, einundvierzig und achtzehn sei doch widerlich, dreiundzwanzig Jahre Altersunterschied seien widerlich, er sei verheiratet, und er solle sich bloß nicht von mir um den Finger wickeln lassen, denn es gebe jede Menge stiller, unauffälliger Leute, die Augen und Ohren offen hielten. Und anscheinend war sie auch noch meine Schuld gewesen, diese Affäre mit dem Milchmann. Dabei hatte ich gar keine Affäre mit dem Milchmann. Ich mochte ihn nicht mal, seine Annäherungsversuche machten mir Angst und verwirrten mich. Schwager Eins

mochte ich genauso wenig. Der dachte sich zwanghaft Lügen über das Liebesleben anderer Leute aus. Über mein Liebesleben. Als ich noch jünger war, nämlich zwölf, als meine älteste Schwester ihren langjährigen Freund verließ, weil der sie betrogen hatte, da stand plötzlich dieser Mann als ihr Trostpflaster auf der Matte, schwängerte sie, und die beiden heirateten auf der Stelle. Vom ersten Moment an machte er in meiner Gegenwart anzügliche Bemerkungen – über mein Schmuckkästchen, mein Kätzchen, meine Schatulle, meinen Honigtopf, meine Brosche, meinen Blütenkelch, meine Blöße –, er benutzte Wörter, sexuelle Wörter, die ich nicht verstand. Und er wusste genau, dass ich sie nicht verstand, aber schon irgendwie ahnte, dass es um Sex ging. Das kostete er voll aus. Er war fünfunddreißig. Zwölf und fünfunddreißig. Das waren auch dreiundzwanzig Jahre Altersunterschied.

Schwager machte also seine Bemerkungen und empfand das als sein gutes Recht, und ich schwieg, weil ich nicht wusste, wie ich mit diesem Menschen umgehen sollte. Er machte solche Bemerkungen nie, wenn meine Schwester dabei war. Aber sobald sie den Raum verließ, legte er los. Das Gute war: Ich fühlte mich nicht körperlich bedroht. Damals, dort, an diesem Ort, maß jeder alle anderen vor allem an der Gewaltbereitschaft, und ich erkannte sofort, dass er keine hatte, dass er so nicht tickte. Trotzdem ließ mich seine raubtierhafte Art jedes Mal vor Angst erstarren. Schwager Eins war also ein Stück Dreck und meine Schwester übel dran, weil sie schwanger von ihm war, weil sie ihren früheren Mann noch immer liebte und nicht fassen konnte, was er ihr angetan hatte, nicht glauben konnte, dass er sie nicht vermisste, denn das tat er nicht. Er vergnügte sich mit einer anderen. Diesen Mann hier sah sie gar nicht richtig, diesen älteren Mann, den sie geheiratet hatte, als sie viel zu jung und zu unglücklich und zu verliebt gewe-

sen war – nur eben nicht in ihn –, als dass sie sich wirklich auf ihn hätte einlassen können. Ich hörte auf, sie zu besuchen, obwohl sie so traurig war, weil ich seine Anzüglichkeiten und Grimassen nicht mehr ertrug. Sechs Jahre später, als er versuchte, sich an mich und meine übrigen älteren Schwestern ranzumachen, und wir drei ihn – auf direkte, indirekte, höfliche, Jetzt-verpiss-dich-Art – abwiesen, trat aus dem Nichts genauso unerwünscht, allerdings viel bedrohlicher, viel gefährlicher, der Milchmann auf den Plan.

Ich wusste nicht, wessen Milchmann er war. Unserer jedenfalls nicht. Ich glaube, er war niemandes Milchmann. Er nahm keine Bestellungen auf. Hatte nie Milch dabei, lieferte keine Milch aus. Er fuhr nicht mal einen Milchwagen. Stattdessen fuhr er Autos, verschiedene Autos, oft rasante Autos, obwohl er selbst gar kein rasanter Typ war. Und trotzdem bemerkte ich ihn und seine Autos erst, als er auf einmal vor meiner Nase darin herumsaß. Dann gab es noch den Lieferwagen – klein, weiß, unscheinbar, nicht zu greifen. Auch am Steuer dieses Lieferwagens wurde er hin und wieder gesehen.

Eines Tages war er da, kam plötzlich mit einem seiner Autos angefahren, als ich im Gehen *Ivanhoe* las. Ich las oft im Gehen. Das war für mich nichts Ungewöhnliches, und doch sollte es ein weiteres Indiz zu meinen Lasten werden. Lesen im Gehen war eindeutig verdächtig.

»Du bist doch eine von den Dingsda-Schwestern, oder? Der-und-der war dein Vater. Deine Brüder Dings, Dings, Dings und Dings waren doch im Hurling-Team. Spring rein. Ich nehm dich mit.«

Das sagte er ganz beiläufig und öffnete schon die Beifahrertür. Ich schreckte von meinem Buch hoch. Ich hatte das Auto gar nicht

kommen hören. Hatte auch den Mann am Steuer vorher noch nie gesehen. Er beugte sich vor, schaute zu mir heraus, lächelte und gab sich ganz freundlich und zuvorkommend. Aber mittlerweile, im Alter von achtzehn Jahren, war ich bei lächelnd, freundlich und zuvorkommend schon halb auf den Bäumen. Nicht wegen der Mitfahrgelegenheit. Die Leute hier, die ein Auto hatten, hielten oft und boten an, einen mitzunehmen. Damals gab es noch keinen solchen Überfluss an Autos, und der öffentliche Verkehr war wegen Bombendrohungen und Fahrzeugentführungen häufig vorübergehend ausgesetzt. Und den Begriff »Autostrich« hatten vielleicht manche schon mal gehört, aber so was gab es hier nicht. Ich zumindest hatte ganz sicher noch nie davon gehört. So oder so wollte ich nicht mitgenommen werden. Ganz grundsätzlich. Ich ging gern spazieren – ich spazierte und las, spazierte und dachte nach. Und auch im konkreten Fall wollte ich nicht zu diesem Mann ins Auto steigen. Ich wusste nur nicht, wie ich ihm das klarmachen sollte, denn er war ja nicht unhöflich, und er kannte meine Familie, er hatte schließlich die wichtigsten Daten genannt: die Namen der männlichen Familienmitglieder, und ich konnte schlecht unhöflich sein, wenn er nicht unhöflich war. Deshalb geriet ich ins Stocken, erstarrte förmlich, was ziemlich unhöflich war. »Ich gehe zu Fuß«, sagte ich, »ich lese«, und dabei hielt ich das Buch hoch, als könnte *Ivanhoe* das Gehen erklären, die Notwendigkeit des Gehens. »Du kannst doch auch im Auto lesen«, sagte er, und was ich darauf entgegnete, weiß ich nicht mehr. Schließlich lachte er und sagte: »Dann eben nicht. Macht nichts. Viel Spaß noch mit deinem Buch da«, und damit zog er die Tür zu und fuhr weiter.

Beim ersten Mal passierte nichts weiter – und trotzdem machte schon da ein Gerücht die Runde. Älteste Schwester kam zu uns,

weil ihr Mann, mein einundvierzigjähriger Schwager, sie geschickt hatte. Sie sollte mich in Kenntnis setzen und ermahnen. Ich sei gesehen worden, wie ich mit dem Mann sprach.

»Ach, halt's Maul!«, rief ich. »Was soll das denn heißen: *gesehen worden?* Wer will mich denn bitte gesehen haben? Dein Mann?«

»Jetzt hör mir mal gut zu«, sagte sie. Aber ich hörte nicht zu, wegen ihm und seiner Doppelmoral, und weil sie die einfach so hinnahm. Mir war vorher nicht klar gewesen, dass ich ihr die Schuld gab, ihr schon lange die Schuld gab für seine ständigen Anzüglichkeiten mir gegenüber. Dass ich ihr die Schuld dafür gab, ihn geheiratet zu haben, obwohl sie genau wusste, dass sie ihn nicht liebte und auch nicht achten konnte, denn sie musste doch gewusst haben, anders konnte es gar nicht sein, was für Spielchen er spielte.

Sie versuchte weiterhin hartnäckig, mich zur Vernunft zu bringen. Ich täte mir selbst keinen Gefallen; von allen Männern, mit denen ich mich hätte einlassen können ... Aber mir reichte es. Ich war sauer und fluchte noch ein bisschen mehr, weil sie das nicht ausstehen und man sie nur so vertreiben konnte. Aus dem Fenster schrie ich ihr hinterher, der miese Feigling solle selbst vorbeikommen, wenn er mir was zu sagen habe. Das war ein Fehler: Gefühlsregungen gezeigt zu haben, dabei gesehen und gehört worden zu sein, wie ich aus dem Fenster schrie, über die Straße, wie ich mich gehen ließ. Normalerweise konnte ich mich zusammenreißen. Aber ich war wütend. Ich hatte so viel Wut in mir – auf sie, weil sie die brave Hausfrau gab, weil sie seinen Anweisungen immer wieder aufs Wort folgte, und auf ihn, weil er mir seine eigene Verachtungswürdigkeit andichten wollte. Mein Trotz war geweckt, mein »Geht dich einen Dreck an«. Dummerweise bedeuteten diese Gefühle jedes Mal, dass ich total durchdrehte, nicht aus Er-

fahrung lernte und mir ins eigene Fleisch schnitt. Die Gerüchte über den Milchmann und mich tat ich also als Unsinn ab, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden. Gesteigerte Neugierde hatte es in der Gegend schon immer gegeben. Tratsch wurde angespült, weggeschwemmt, kam, ging, fand sein nächstes Opfer. Darum schenkte ich meiner angeblichen Liebesaffäre mit dem Milchmann keine Beachtung. Doch dann tauchte er wieder auf, diesmal zu Fuß, als ich in dem Park mit den beiden Stauteißen joggte.

Ich war allein, und diesmal las ich nicht, denn beim Joggen las ich nie. Und da war er plötzlich, wieder wie aus dem Nichts, aber diesmal passte er sich meinem Schritt an, direkt neben mir, wo er noch nie gewesen war. Auf einmal joggten wir zusammen, und es sah aus, als würden wir schon immer zusammen joggen, und wieder erschrak ich, so wie ich bei jeder Begegnung mit diesem Mann erschrecken sollte, bis auf die letzte. Zuerst schwieg er, und mir hatte es die Sprache verschlagen. Dann sprach er, und zwar, als wären wir mitten im Gespräch, als wären wir immer mitten im Gespräch. Seine Worte waren knapp und etwas gepresst, weil ich so schnell lief, und es war meine Arbeit, von der er sprach. Er kannte meinen Arbeitsplatz, wusste, was ich dort zu welchen Zeiten an welchen Tagen machte und dass ich, wenn er nicht gerade wieder entführt wurde, jeden Morgen den Bus um zwanzig nach acht nahm, der mich ins Zentrum brachte. Außerdem sagte er, dass ich auf dem Heimweg nie den Bus nähme. Das stimmte. Jeden Tag, bei jedem Wetter, trotz aller Waffengefechte und Bombenanschläge, Konflikte und Krawalle, spazierte ich mit einem Buch in der Hand nach Hause. Immer nur mit Büchern aus dem neunzehnten Jahrhundert, Bücher aus dem zwanzigsten Jahrhundert mochte ich nicht, weil ich das zwanzigste Jahrhundert

nicht mochte. Rückblickend betrachtet wusste der Milchmann wahrscheinlich auch das alles.

Er sprach also, während wir am oberen Stauteich entlang liefen. Es gab noch einen kleineren unten am Spielplatz. Er schaute geradeaus, der Mann, während er mit mir sprach, wandte mir den Blick nicht zu. Er stellte mir keine einzige Frage bei dieser zweiten Begegnung. Auch schien er keinerlei Reaktion von mir zu erwarten. Nicht, dass ich hätte reagieren können. Ich war immer noch bei »Wo kommt der denn plötzlich her?«. Und warum tat er so, als würde er mich kennen, als würden wir einander kennen, wo wir einander doch kein bisschen kannten? Warum ging er davon aus, dass es mir nichts ausmachte, wenn er neben mir herlief, wo es mir sehr wohl etwas ausmachte? Warum konnte ich nicht einfach stehen bleiben und dem Mann sagen, er solle mich in Ruhe lassen? Aber bis auf »Wo kommt der denn plötzlich her?« kam mir das alles erst später in den Sinn, und damit meine ich nicht eine Stunde später. Ich meine zwanzig Jahre später. Damals, als ich achtzehn war, lauteten die Grundregeln in der permanent alarmbereiten Gesellschaft, in der ich aufgewachsen war: Wenn keine körperliche Gewalt ausgeübt und man nicht direkt verbal beleidigt worden war und keiner in der Nähe blöd guckte, dann war auch nichts passiert. Wie also konnte man Opfer von etwas sein, das es gar nicht gab? Mit achtzehn wusste ich noch nicht, was unerwünschte Annäherung war. Ich hatte ein Gefühl, eine Intuition, eine unwillkürliche Abneigung gegen manche Situationen und Menschen, aber mir war nicht klar, dass Intuition und Abneigung zählten, dass es mein gutes Recht war, nicht jeden Dahergelaufenen zu mögen, dass es mein gutes Recht war, nicht auf ihn einzugehen, wenn er sich mir näherte. Damals konnte ich höchstens darauf hoffen, dass der oder die Betreffende möglichst schnell ausspuckte,

was er oder sie nun gerade für freundlich und zuvorkommend hielt, und sich dann wieder aus dem Staub machte; oder ich selbst machte mich, sobald es eben ging, höflich, aber zügig aus dem Staub.

Bei dieser zweiten Begegnung war bereits klar, dass der Milchmann sich zu mir hingezogen fühlte, dass er etwas im Schilde führte. Klar war auch, dass mir das nicht gefiel und es mir andersrum keineswegs so ging. Aber er brachte seine Hingezogenheit nicht mit Worten zum Ausdruck. Und noch immer verlangte er nichts von mir. Auch körperlich kam er mir nicht zu nahe. Bislang hatte er mich ja bei dieser zweiten Begegnung nicht mal angesehen. Außerdem war er älter als ich, viel älter. Konnte es also sein, fragte ich mich, dass ich ihn missverstand, dass ich die ganze Situation falsch deutete? Was das Joggen anging, waren wir immerhin an einem öffentlichen Ort. Der Park bestand aus zwei großen aneinander angrenzenden Parks, nachts eine finstere Ecke, wobei es hier eigentlich auch tagsüber ziemlich finster war. Die Leute gestanden sich nicht gern ein, dass es hier immer finster war, weil es doch wenigstens *einen* Ort geben musste, an dem man sich noch aufhalten konnte. Es war nicht mein Privatpark, er durfte hier also genauso laufen wie ich, so wie die Kinder in den Siebzigern meinten, hier ihren Alkohol trinken zu dürfen, wie die etwas älteren Kinder später in den Achtzigern meinten, hier ihren Kleber schnüffeln zu müssen, wie sich wieder Ältere in den Neunzigern hier Heroin spritzen würden und sich momentan staatliche Sicherheitskräfte darin versteckten, um Staatsverweigerer zu fotografieren. Sie fotografierten auch bekannte und unbekannte Kontakte dieser Verweigerer, und genau das passierte in diesem Augenblick. Ein unüberhörbares »Klick« ertönte, als der Milchmann und ich an einem Busch vorbeiliefen, und an diesem Busch

war ich schon tausendmal vorbeigelaufen, ohne dass er geklickt hatte. Das lag natürlich am Milchmann und an seinen Verwicklungen, und mit »Verwicklungen« meine ich seine Verbindungen, und mit »Verbindungen« meine ich den aktiven Widerstand, und mit »aktivem Widerstand« meine ich staatsfeindlicher Verweigerer aufgrund der politischen Probleme, die wir hier hatten. Jetzt würde ich also in irgendeiner Akte landen, auf irgendeinem Foto, als ehemals unbekannter, nun aber sehr wohl bekannter Kontakt. Der Milchmann selbst zeigte keine erkennbare Reaktion auf das Klicken, obwohl er es unmöglich überhört haben konnte. Ich reagierte, indem ich das Tempo anzog, um den Lauf endlich hinter mich zu bringen, und ebenfalls so tat, als hätte ich das Klicken nicht gehört.

Er aber bremste den Lauf, bremste mich aus, bis wir schließlich nur noch gingen. Nicht, weil er generell unsportlich gewesen wäre, sondern weil er kein Läufer war. Er hatte kein Interesse am Laufen. Bei seiner Lauferei an den Stauteichen, wo ich ihn noch nie hatte laufen sehen, war es ihm gar nicht ums Laufen gegangen. Das, so viel war klar, hatte er nur meinetwegen gemacht. Er tat so, als ginge es ihm um die richtige Tempoeinteilung, aber ich wusste, wie man sich sein Tempo einteilt, und Gehen beim Laufen gehörte für mich nicht dazu. Aber das konnte ich nicht sagen, denn ich durfte nicht sportlicher sein als dieser Mann, durfte nicht mehr von meinem eigenen Training verstehen als dieser Mann, denn das war hier im Verhältnis zwischen Männern und Frauen nicht vorgesehen. Hier war »Ich Mann, du Frau«-Gebiet. Hier war festgelegt, was man als Mädchen zu einem Jungen, als Frau zu einem Mann oder als Mädchen zu einem Mann sagen durfte und was nicht – zumindest nicht offiziell, zumindest nicht in der Öffentlichkeit, zumindest nicht oft. Hier wurden Mädchen nicht

geduldet, die sich Männern nicht unterordneten, die männliche Überlegenheit nicht anerkannten, eventuell sogar beinahe so weit gingen, Männern Widerworte zu geben; das waren im Grunde die Missratenen, eine unverschämte und ekelhaft selbstsichere Gattung. Aber nicht alle Jungen und Männer waren so. Manche lachten auch und amüsierten sich über ihre beleidigten Geschlechtsgenossen. Die mochte ich, und zu denen gehörte Vielleicht-Freund. »Du veräppelst mich doch. So schlimm kann es ja gar nicht sein, wirklich so schlimm?«, sagte er lachend, wenn ich von den Jungs erzählte, die einander zwar hassten, aber geeint waren in ihrem Hass auf die laute Barbra Streisand; Jungs, die erbost waren, dass in dem neuen Film Sigourney Weaver das Monster zur Strecke brachte, was keinem der Männer vor ihr gelungen war; Jungs, die Kate Bush nicht ausstehen konnten, weil sie so katzen- gleich war, und die Katzen nicht mochten, weil sie so frauengleich waren. Worüber ich lieber schwieg, waren die Katzen, die in letzter Zeit so oft tot und verstümmelt in Hauseingängen lagen, dass es in meiner Gegend kaum noch lebendige gab. Stattdessen schloss ich mit Freddie Mercury, den man noch bewundern durfte, aber nur, solange irgendwie geleugnet werden konnte, dass er auch nur ansatzweise vom anderen Ufer war, woraufhin Vielleicht-Freund seine Kaffeetasse abstellte – von allen Leuten, die ich kannte, hatten nur er und sein Freund Chefkoch Kaffeetassen –, sich hinsetzte und erneut aus vollem Halse lachte.

Er war mein Vielleicht-Freund-seit-fast-einem-Jahr, mit dem ich mich dienstagsabends traf, hin und wieder auch donnerstagsabends, meistens von Freitagabend auf Samstag und immer Samstagabend auf Sonntag. Manchmal wirkte es, als wären wir fest zusammen. Und manchmal überhaupt nicht. Manche Leute aus seinem Umfeld hielten uns für ein richtiges Liebespaar. Aber die

meisten sahen uns als eins von diesen losen Paaren, die sich zwar regelmäßig trafen, aber deswegen noch lange nicht als richtiges Pärchen durchgingen. Ich wäre gern ein richtiges Pärchen gewesen und offiziell mit ihm gegangen und ließ das auch irgendwann fallen, aber da sagte Vielleicht-Freund nur: Nein, das könne nicht sein, ich hätte wohl alles vergessen, er werde mich also erinnern. Er sagte, einmal hätten wir es versucht – er als mein fester Freund, ich als seine feste Freundin –, wir hätten uns getroffen und verabredet und uns, wie ein richtiges Paar eben, scheinbar auf ein gemeinsames Ziel zubewegt. Da sei ich ganz seltsam geworden, sagte er. Er sei auch seltsam geworden, aber mich habe er vorher noch nie so ängstlich gesehen. Dunkel dämmerte es mir bei seinen Worten. Zugleich regte sich eine Stimme in mir, die fragte: *Denkt er sich das vielleicht nur aus?* Er sagte, er habe zum Wohle dessen, was zwischen uns war, schließlich vorgeschlagen, dass wir als festes Paar getrennte Wege gingen, was ohnehin nur dazu geführt habe, dass ich »über Gefühle reden« wollte, was angesichts meiner Panikreaktion, als es eben dazu kam, und angesichts der Tatsache, dass ich normalerweise noch weniger über Gefühle redete als er, nie wirklich mein Ziel gewesen sein könne. Stattdessen habe er vorgeschlagen, sich wieder auf das schwammige Terrain der Ungewissheit zu begeben. Was wir getan hätten, und daraufhin hätte ich mich wieder eingekriegt und er sich auch.

Wegen dem offiziellen Mann-Frau-Gebiet und dem, was Frauen sagen und was sie auf gar keinen Fall sagen durften, schwieg ich, als der Milchmann meinen Lauf erst vereinnahmte, dann bremste und schließlich ganz beendete. Auch diesmal war er nicht unhöflich, zumindest nicht mit erkennbarer Absicht, also konnte auch ich nicht unhöflich sein und einfach weiterlaufen. Stattdessen ließ ich ihn, diesen Mann, den ich nicht um mich haben wollte, mein

Tempo drosseln, und da fing er an, von wegen: ich ginge ja immer zu Fuß, wenn ich nicht gerade joggte, und ich wünschte, er hätte diese Worte nie gesagt oder ich sie wenigstens nie gehört. Er sagte, er mache sich Sorgen, man wisse ja nicht, und die ganze Zeit schaute er mich nicht an. »Man weiß ja nicht«, sagte er, »was diese ganze Joggerei und Spaziererei soll. Zu viel Joggerei und Spaziererei.« Und dann bog er plötzlich ohne ein weiteres Wort um eine Ecke am Parkrand und war verschwunden. Wie beim letzten Mal mit dem rasanten Auto war ich auch diesmal – nach dem plötzlichen Auftauchen, der Kontaktaufnahme, der Anmaßung, dem Kameraklicken, der Bewertung meines Joggens und Spazierens und dem erneuten abrupten Verschwinden – verwirrt, der Schreck saß mir in den Knochen. Wie ein Schock, ja, aber ein Schock über etwas, das zu banal, zu unwichtig, zu alltäglich war, als dass man wirklich mit Recht hätte schockiert sein können. Und wegen dieses Schocks registrierte ich erst zu Hause, Stunden später, dass er wusste, wo ich arbeitete. Ich erinnerte mich auch nicht daran, wie ich nach Hause gekommen war, denn hinterher hatte ich erst weiterlaufen wollen, mein Trainingsprogramm weiter abspulen, so tun, als wäre nichts gewesen oder als spiele es zumindest keine Rolle. Und weil ich unkonzentriert war, weil ich verwirrt und nicht ehrlich war, rutschte ich auf einer Seite aus, die sich aus einem weggeworfenen Hochglanzmagazin gelöst hatte. Es war eine Doppelseite, auf der eine Frau mit langem, dunklem, wirrem Haar zu sehen war, sie hatte Strümpfe an und Strapse und irgendwas Schwarzes mit viel Spitze. Sie lächelte zu mir herauf, lehnte sich zurück und spreizte die Beine für mich, und plötzlich rutschte ich weg, verlor das Gleichgewicht, und im Fallen hatte ich freie Sicht auf ihre Blöße.

Zwei

Am Morgen nach diesem Lauftraining nahm ich, früher als sonst und ohne mir klarzumachen, warum, einen Umweg ans andere Ende des Bezirks, um mit einem anderen Bus ins Zentrum zu fahren. Mit dem gleichen Bus fuhr ich auch wieder nach Hause. Zum ersten Mal überhaupt ließ ich mein Lesen im Gehen ausfallen, ließ ich das ganze Gehen ausfallen. Auch dabei machte ich mir nicht klar, warum. Außerdem ließ ich mein nächstes Lauftraining ausfallen. Musste es ausfallen lassen, für den Fall, dass *er* wieder im Park auftauchte. Aber als ernsthafte Läuferin, als Langstreckenläuferin eines gewissen Glaubens und aus einem gewissen Teil der Stadt führte an dieser Strecke kein Weg vorbei. Sonst blieb einem aufgrund der religiösen Landschaft nur eine zusammengestutzte, viel kürzere Strecke, die man mehrfach laufen musste, um auf ein ähnliches Pensum zu kommen. Ich liebte das Joggen, aber die Aussicht auf monotones Im-Kreis-Laufen zeigte mir, dass die Liebe so groß wohl doch nicht sein konnte, weshalb es sieben ganze Tage lang keinen Lauf gab. Es sah schon so aus, als würde ich nie wieder laufen, bis ich schließlich die Beine nicht mehr stillhalten konnte. Am Abend des siebten lauffreien Tags beschloss ich, in den Park zurückzukehren, diesmal jedoch in Begleitung von Schwager Drei.

Schwager Drei war nicht Schwager Eins. Er war ein Jahr älter als ich, und ich kannte ihn von klein auf. Er war ein irrer Sportler, ein irrer Straßenkämpfer, insgesamt ein ziemlich irrer Typ. Ich mochte ihn. Viele Leute mochten ihn. Wenn man sich erst an ihn gewöhnt hatte, mochte ihn eigentlich jeder. Ansonsten zeichnete ihn aus, dass er nie Tratsch verbreitete, nie anzügliche Bemerkungen oder sexuelle Anspielungen oder überhaupt irgendwelche Anspielungen machte. Er stellte auch keine doppeldeutigen, in-diskreten Fragen. Er stellte insgesamt sehr selten Fragen. Und seine Gewaltbereitschaft richtete sich ausschließlich gegen Männer. Nie gegen Frauen. Tatsächlich litt er unter einer von der Gemeinschaft diagnostizierten psychischen Störung, aufgrund derer er in Frauen furchtlose, inspirierende, ja, mythische, übernatürliche Wesen sah. Wir sollten mit ihm streiten, sollten uns mehr oder weniger gegen ihn durchsetzen, was alles sehr ungewöhnlich, aber Teil seiner unverrückbaren Regeln für Frauen war. Wenn eine Frau nicht mythisch und das alles war, versuchte er ihr einen Schubs in die richtige Richtung zu geben, indem er selbst etwas herrisch wurde. Ihm bereitete das natürlich großes Unbehagen, aber er hoffte, dass sie durch diese gespielte Tyrannei zu sich kommen und sich empört darauf besinnen würde, was unter ihrem Äußeren schlummerte. »Das ist aber auch keine Gleichberechtigung«, fanden manche Männer in der Gegend – wahrscheinlich alle Männer in der Gegend. »Wenn er unbedingt Ungleichberechtigung braucht«, fanden alle Frauen in der Gegend, »dann lieber so.« Durch seinen ungewöhnlich großen Respekt vor allem Weiblichen war Schwager bei den Frauen sehr beliebt, ohne sich dessen bewusst zu sein, was ihn wiederum noch beliebter machte. Von Vorteil war außerdem – für mich und mein Problem mit dem Milchmann, meine ich –, dass Schwager dieses Ansehen bei allen

Frauen in der Gegend genoss. Nicht nur bei einer Frau oder bei drei oder sogar vier Frauen. Einzelne Frauen hätten, wenn sie nicht gerade Ehefrau, Mutter, Groupie oder sonst was der mächtigen Männer, also der Paramilitärs, in unserer Gegend waren, das gemeinschaftliche Handeln nicht lenken, die öffentliche Meinung nicht beeinflussen können. Als geschlossene Einheit jedoch hatten sie das Sagen, und in den seltenen Fällen, in denen sie sich gegen staatsbürgerliche, gesellschaftliche oder hiesige Angelegenheiten auflehnten, waren sie eine überraschende Macht, die diejenigen, die normalerweise viel größer und mächtiger waren, wohl oder übel auf dem Schirm haben mussten. Gemeinsam also waren diese Frauen ihrem Fürsprecher dankbar, und deswegen nahmen sie ihn in Schutz. So war das mit ihm und den Frauen. Unter den Männern der Gegend wurde Schwager Drei, vielleicht zu deren eigenem Erstaunen, ebenfalls von den meisten geschätzt und respektiert. Mit seiner überragenden Körperlichkeit und seinem instinktiven Verständnis des kämpferischen Verhaltenskodex für Männer in unserem Bezirk hatte er alle Voraussetzungen, die es brauchte, obwohl sein Verhalten gegenüber Frauen in den Augen der anderen Männer völlig plemplem war. Er war also allseits gut gelitten in der Gegend, auch von mir, und ich war schon früher mit ihm zusammen gejoggt, aber irgendwann hatte ich es bleiben lassen. Sein Ansatz in Sachen körperlicher Ertüchtigung war noch unerbittlicher als mein eigener. Zu intensiv, zu hart, einfach zu realitätsfern. Und trotzdem beschloss ich nun, das gemeinsame Training wieder aufzunehmen. Nicht, weil der Milchmann sich von Schwager einschüchtern lassen, die körperliche Auseinandersetzung scheuen würde. Er war lange nicht so jung und fit wie Schwager, aber Jugend und Fitness sind nicht immer alles, oft gar nichts. Zum Beispiel muss man nicht jung und kräftig sein, um

eine Waffe abfeuern zu können, und das konnte der Milchmann ziemlich sicher. Ich machte es wegen der Fangemeinde von Schwager, wegen dem geschlechterübergreifenden Ansehen, das er genoss und von dem ich hoffte, dass es den Milchmann abschrecken würde. Sollte er sich daran stoßen, dass Schwager mich begleitete, müsste er nicht nur die Schmähung der Gemeinschaft ertragen, sondern würde außerdem sein Gesicht als einer unserer ranghöchsten und namhaftesten Widerstandskämpfer verlieren und damit aus jedem Safe House fliegen, wäre jeder Militärpatrouille schutzlos ausgeliefert, als wäre er nicht einer unserer größten Helden, sondern irgendein Polizist des feindlichen Staats, ein Soldat »von der anderen Seite der See« oder einer der Paramilitärs »von der anderen Seite der Hauptstraße«, die den feindlichen Staat unterstützten. Und ich war mir ziemlich sicher, dass er als Staatsverweigerer, der auf die Gemeinschaft angewiesen war, dieses Risiko meinetwegen nicht auf sich nehmen würde. Das war also mein Plan, und es war ein guter Plan, und ich schöpfte Selbstvertrauen daraus, mich ärgerte nur, dass er mir nicht sieben Tage und sechs Nächte früher eingefallen war. Aber jetzt war er ja da, ich musste ihn nur noch in die Tat umsetzen. Ich zog also meine Joggingsachen an und machte mich auf den Weg zu Schwager Drei.

Das Haus von Schwager Drei lag auf dem Weg zum Park, und als ich darauf zulief, war alles wie erwartet: Schwager stand in seiner Joggingmontur im Vorgarten und wärmte sich auf. Er fluchte vor sich hin, und ich glaube, er merkte gar nicht, wie ihm immer wieder ein leises »Kacke, Kacke« entfuhr, während er erst den rechten Wadenmuskel, dann den linken Wadenmuskel dehnte. Dann kamen ein paar weitere »Kackes« beim rechten und linken Schollenmuskel, und schließlich sagte er, ohne mich anzusehen, denn

Stretching erfordert hohe Konzentration, und ohne jeden Kommentar darüber, wie lange es her war, dass ich zum letzten Mal mit ihm gejoggt war: »Wir machen heute zwölf Kilometer.« »Gut«, sagte ich, »zwölf Kilometer.« Damit hatte er nicht gerechnet. Ich hätte eigentlich das Gesicht verziehen und sagen sollen, dass wir ganz bestimmt keine zwölf Kilometer laufen würden, um anschließend autoritär und göttinnengleich zu bestimmen, wie viele Kilometer wir stattdessen laufen würden. Aber in Gedanken war ich beim Milchmann, deswegen war mir egal, wie viele Kilometer wir liefen. Er richtete sich auf und schaute mich an. »Hast du gehört, Schwägerin? Ich hab gesagt: fünfzehn Kilometer. Siebzehn. Neunzehn Kilometer laufen wir.« Das war mein Stichwort, ich sollte widersprechen, auf die Barrikaden gehen. Normalerweise hätte ich ihm den Gefallen getan, aber in dem Augenblick hätten wir meinetwegen einmal quer durchs Land rennen können, bis das leiseste Husten – egal, von wem – uns die Beine abfallen lassen würde. Ich versuchte es trotzdem. »Ach, Schwager, nein«, sagte ich. »Keine neunzehn Kilometer.« »Doch«, sagte er, »einundzwanzig Kilometer.« Ich hatte mir offenbar nicht genug Mühe gegeben. Schlimmer noch, meine Scheißegalhaltung brachte ihn angesichts meines Geschlechts richtig in Rage. Er schaute mir tief in die Augen und fragte sich wahrscheinlich, ob ich krank war. Ich wusste nie, was im Kopf von Schwager vorging, aber ich wusste, dass es nicht daran lag, dass er keine einundzwanzig Kilometer laufen konnte oder wollte. Für ihn mit seinem Widerspruchsbedürfnis war wie für mich mit meiner Milchmannsorge die Länge der Strecke das Unwichtigste der Welt. Es ging ihm nur darum, dass ich ihn nicht herumkommandiert hatte. »Ich bin ja niemand, der andere gern herumkommandiert«, setzte er gerade an, was bedeutete, dass wir nun eine ganze Weile mit einseitigem Feilschen

zubringen würden, doch dann betrat seine Frau, meine dritte Schwester, den Vorgarten.

»Rennen!«, schnaubte sie verächtlich, und stand in ihren Röhrenjeans und Flipflops da, jeden Zehennagel in einer anderen Farbe lackiert. Das war lange bevor sich auch der letzte Depp die Zehennägel in allen Farben lackierte. Sie hatte ein Glas Bushmills in der einen und ein Glas Bacardi in der anderen Hand, weil sie noch nicht wusste, was davon ihr erster Drink des Tages werden sollte. »Ihr beiden habt echt ein Rad ab«, sagte sie. »Ihr seid doch verklemmte Kontrollfreaks. Zwangsgesteuerte, überpenible Spinner, die ... Und überhaupt, was für ein Volltrottel muss man bitte sein, um rennen zu gehen?« Dann ließ sie uns stehen, weil fünf ihrer Freundinnen angerückt kamen. Zwei traten das kleine Gartentörchen mit dem Fuß auf, weil sie die Hände mit Schnaps voll hatten. Der Rest ging einfach durch die Hecke, wobei diese zum x-ten Mal plattgetrampelt wurde. Die Hecke war niedrig, nicht mal einen halben Meter hoch, »ein Zierelement«, wie meine Schwester es nannte, aber diese Hecke hatte noch nie irgendwas geziert, weil die Leute andauernd vergaßen, dass sie existierte, und durchgingen oder drüberfielen, so wie die drei Freundinnen in diesem Augenblick. Das Ziergrün wurde also mal wieder strapaziert und aus der Form gebracht, als die Frauen sich auf den Rasen dahinter drängten. Bevor sie sich in das winzige Haus quetschten, machten auch sie sich wie immer über uns Jogger lustig, um uns im Vorbeigehen aus dem Stretching-Konzept zu bringen, das war quasi Tradition, wenn sie uns in konzentrierter Aufwärmstellung antrafen. Als wir schließlich über die Hecke gesprungen waren, war die Haustür noch nicht ganz zu, aber ich konnte schon die Zigaretten riechen und das Gelächter und das Gefluche aus dem Wohnzimmer hören und wie der Schnaps in ein großes Glas gluckerte.